

always

Wie ich nichts mehr zu verlieren
hatte und per Anhalter von
London nach Australien reiste



N I C J O R D A N



Den Bildteil und
die Inhalte der
Einbandseiten
finden Sie am
Ende des PDFs.

**CON
BOOK.**

Folgen Sie uns!

Wir informieren Sie gerne und regelmäßig über Neuigkeiten aus der CONBOOK-Welt. Folgen Sie uns für News, Stories und Informationen zu unseren Büchern, Themen und Autoren.



www.conbook-verlag.de/newsletter



www.facebook.com/conbook



www.instagram.com/conbook_verlag



© Conbook Medien GmbH, Neuss, 2020

Alle Rechte vorbehalten.

www.conbook-verlag.de

Einbandgestaltung: ZERO Werbeagentur, München,
unter Verwendung eines Motivs von Marcel a vie (www.marcelavie.com)

Karte: Peter Palm, Berlin

Fotos: Nic Jordan, Marcel a vie

Satz: David Janik

Druck und Verarbeitung: CPI Books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-95889-368-9

alWay

Wie ich nichts mehr zu verlieren
hatte und per Anhalter von
London nach Australien reiste

N I C J O R D A N

Inhalt

Lechzen nach Veränderung	9
L O N D O N	
Die Geburt einer Vagabundin	20
M Ü N C H E N	
Erste Schritte in Richtung Freiheit	26
V O N L O N D O N N A C H D O V E R	
Mein Plan? Kein Plan!	38
V O N C A L A I S N A C H B R Ü S S E L	
Manche Sachen ändern sich nie	48
V O N K Ö L N N A C H P R A G	
Wurzeln und Wunden	62
V O N K A T O W I C E N A C H Ś W I N O U J Ś C I E	
Hundertmal verliebt und einmal gehasst	83
V O N M A L M Ö N A C H O S L O	
Es gibt keine Zufälle	110
V O N O S L O N A C H M O R O K U L I E N	
Robin und ein Foto, das mein Leben veränderte.	119
V O N S T O C K H O L M N A C H L U L E Ä	
Lichtblicke im dunklen Norden	130
V O N L U L E Ä B I S R O V A N I E M I	
Das Jaulen der Wölfe	146
L A P P L A N D	
Neue Freunde und alte Laster	176
V O N H E L S I N K I N A C H K I T E E	

Winterspaziergang im gefährlichen Russland.	200
VON NIIRALA NACH ST. PETERSBURG	
Weihnachtswunder.	226
VON ST. PETERSBURG NACH MOSKAU	
Zeit- und wortlos durch Sibirien.	239
VON MOSKAU NACH PEKING	
Atemlos in China	264
VON PEKING NACH NANYANG	
Magische Orte, komische Sitten	286
VON SHANGHAI NACH BEIHAI	
Die Armen sind die Reichen	310
VON HANOI BIS KOH RONG	
Einfach sein	333
VON BANGKOK NACH KOH PHAYAM	
Gespenster und andere Bekanntschaften	356
VON HAT YAI NACH MELAKA	
Hati-Hati	369
VON SUMATRA NACH BALI	
Am Ziel?	393
VON DARWIN NACH BYRON BAY	
Epilog	406
MÜNCHEN	

Ich widme diese Seiten den Menschen,
die mich zu der gemacht haben,
die ich heute bin:

Didi, meinem liebsten Bruder.
Du bist für immer ein Teil von mir und
meinen Reisen.

Mummsy, der coolsten Mummsy dieser Erde.

Lechzen nach Veränderung

L O N D O N

Ich hatte nicht viel zu verlieren. Ich meine, was war das Schlimmste, was passieren konnte? In der Theorie musste man etwas haben, woran man festhalten möchte, um Angst vor Verlust zu spüren, und ich hatte momentan nicht das Gefühl, dass es in meinem Leben so etwas gab. Meine ungesunde Beziehung war vor ein paar Monaten in die Brüche gegangen und zog einen Schleier aus Selbstzerstörung und Traurigkeit mit sich. Warum sollte ich mir über Risiken Gedanken machen? Ich wollte einfach mal wieder etwas fühlen. Ich wollte mich auf den nächsten Tag freuen, mal wieder lächelnd durch die Straßen laufen, weil eine Erinnerung vom Vortag mich einholte oder einfach nur weil ich mich freute, am Leben zu sein.

Nach einem Jahr, in dem ich zum ersten Mal verstanden hatte, was ›Depression‹ bedeutete, hatte ich das Verlangen nach Freiheit und nicht nach Flucht. Geflohen war ich schon mehrmals, und bis auf eine kurzfristige Veränderung meiner äußeren Welt hatte sich sonst nie viel getan. Diesmal wollte ich nicht mehr weglaufen und fliehen, nein, diesmal wollte ich auf die Suche gehen. Auf die Suche nach was? Hmm, da war ich mir noch nicht so ganz sicher, um ehrlich zu sein. Aber ich wusste, dass es mehr da draußen gab. Mir war bewusst, dass ich mich nicht für immer meinen Ängsten hingeben konnte, um bequem, umgeben von Langeweile, vor mich hinzuvegetieren.

Ich wollte Wunden der Vergangenheit heilen lassen und sie nicht nur sporadisch abdecken. Ich wollte mal wieder genug Energie haben, um mich kopfüber ins Leben zu stürzen und neue Wunden zu erlauben. Jede Narbe ist eine Lektion, ein Geschenk und ein Schritt nach vorne. Allerdings war die letzte, die mir zugefügt worden war, so tief, dass mir nicht ganz klar war, was ich daraus lernen sollte. Meine Sicht war verschwommen, als würde ich durch eine verschmierte Brille schauen. Fast so, als hätte ich eine Extrarunde auf dem Karussell gedreht, und der Schwindel wollte nicht schwinden.

Beziehungen hatten mich jahrelang davon abgehalten, richtig auszurechnen und mich einfach mal um mich selbst zu kümmern. Paradoxerweise war es irgendwie immer ›Liebe‹, nach der ich mich sehnte und vor der ich zugleich fortlief. In dieser Zeit vergaß ich komplett die wichtigste Liebe von allen, nämlich die zu mir selbst.

Die Beziehungen, die ich führte, waren fast wie ein Vorwand, den ich mir selbst gab. Der Vorwand, nicht zu weit weg zu können, und im selben Moment gab ich ihnen die Schuld dafür, dass ich mich unbeweglich fühlte. Ich denke, das ist oft ein Fehler, den Menschen im jungen Alter machen: Sie fesseln sich an Dinge, um sich nicht zu sehr herauszufordern und um am Ende einen Schuldigen zu haben, wenn sie aus eigener Feigheit doch nicht glücklich werden.

Ich hatte wie die meisten Menschen in der westlichen Welt einen routinierten Alltag, der mich genug ablenkte, um nicht den Verstand zu verlieren. Mein Kellner-Job in einer Restaurantkette hielt mich auf Trab, auch wenn ich ehrlich zugeben muss, dass ich eigentlich alles daran hasste. Kennen wir das nicht alle, dass wir für Geld einem Job nachgehen, der sämtlichen unserer Grundvorstellungen widerspricht? Täglich zwang ich mich aufs Neue in die knallenge weiße Uniform und servierte mit einem aufgesetzten Lächeln *double bacon*, und das definitiv nicht aus artgerechter Haltung. Das Einzige, was mich vorantrieb, war der schwere, mit Geld gefüllte Kellnergeldbeutel, den ich jeden Tag erschöpft nach Hause trug. Ich war mir ganz sicher, dass ich das angesparte Geld für irgendetwas Großes verwenden würde. Jede

Münze wurde von mir zur Seite gelegt. Ich lebte so sparsam wie möglich für einen Plan, der bis jetzt noch nicht mit einer Idee gesegnet war.

Ich zahlte zu viel Geld für ein Zimmer, das sich wie ein Schuhkarton anfühlte. Zwar hatte ich es mir gemütlich gemacht, und es war in dieser Zeit mein Zufluchtsort, aber da sind wir auch wieder bei dem Wort ›Flucht‹. Ich wollte gerne wissen, wie es sich anfühlt, diesen Ort gar nicht mehr zu haben und irgendwo zu sein, wo man auch nicht mal eben kurz bei Freunden und Familie unterkommen kann. Das Gefühl des kompletten ›Alleinseins‹ machte mir Angst. Ich meine die Art von Alleinsein, wenn nichts in deiner Nähe bekannt ist und komplette Stille herrscht, dein Handy nicht funktioniert und du dir einfach selbst helfen musst. Ich konnte nur darüber fantasieren, was es hieß, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Und damit meinte ich nicht Selbstständigkeit an sich, diese beherrschte ich. Im Alltag war ich schon immer selbstständig gewesen.

Als die Schule kein Thema mehr war, war ich nach Spanien gereist, um auf eigenen Füßen zu stehen und in der Sonne zu leben. Das waren meine ersten richtigen Schritte in ein langes, leicht unstrukturirtes, zugegeben auch sehr impulsives Vagabundenleben gewesen. Diese ständigen Reisen und Ortswechsel hatten mich zu dem geformt, was ich heute war. Auf Reisen und in der Sonne ging es mir immer gut, ich war zufrieden, anonym und frei.

Was machte ich eigentlich schon wieder in London? Hier war es kalt, laut und dreckig. Ich war zwar anonym, aber Sonne, Zufriedenheit und Freiheit gab es hier definitiv nicht.

Ein weiterer Tag in der Londoner Underground auf dem Weg zum Green Park, um mal wieder meine Zeit mit Arbeit zu füllen. Auf der Scheibe in meinem Blickfeld schien sich jemand künstlerisch ausgelebt zu haben, hatte mit einem dicken Filzstift ein Bild von einer nackten Frau gemalt und darübergeschrieben ›*Love yourself*‹. Immer wieder las ich das Wort ›Selbstliebe‹, jeder schien damit um sich zu werfen. Auf Bildern mit Yogis und Buddha drauf sah man es fast täglich auf irgendwelchen Social-Media-Kanälen. Wussten all diese Menschen

denn tatsächlich und wahrhaftig, was es bedeutet, sich selbst zu lieben? Ich wusste noch nicht mal, wer zur Hölle ich überhaupt war. Also noch mal, was hatte ich schon zu verlieren?

Ich hatte ja schon mal den ›kleinen Plan‹ gehabt, nach Australien zu reisen, um diesen Ort, Byron Bay, zu suchen, von dem mir dauernd erzählt worden war. All die coolen, langhaarigen Reisenden sagten »Da musst du hin!« und »Da wirst du dich wohlfühlen!«. Besonders da ich in all den europäischen Orten, in denen ich gelebt hatte, immer ein Unikat gewesen war, ohne richtiges Zuhause, immer auf Reisen, nicht nur ein Jahr zwischen Abi und Uni, bevor ›der Ernst des Lebens losgeht‹. Ich hatte es weder bis zum Abi geschafft, noch hatte ich eine Ahnung, wieso sich Menschen hingezogen fühlen zu etwas, das sich ›der Ernst des Lebens‹ nennt.

An sich ist das alles nichts Schlechtes, doch es kam mir so vor, als liefen die Menschen immer in die entgegengesetzte Richtung. Auf Dauer ließ mich mein Lebensstil sehr einsam werden. ›Einsamkeit‹, was bedeutete das eigentlich? Wieso hatte ich immer dieses zerreißen-de Gefühl der Einsamkeit, obwohl ich durchgehend von Menschen umgeben war? Wenn ich so darüber nachdachte, stellte sich mir die Frage, ob es vielleicht nicht mehr so wäre, wenn ich mal wirklich allein wäre? Das alles ließ sich nur herausfinden, indem ich den Absprung wagte und meine Idee in die Realität umsetzte. Meine Idee von einer Reise. Einer richtig großen Reise ... Doch wohin? Wie lange? Erst mal einfach nach Australien?

Es war Dienstag, und ich hatte frei. Einer von wenigen Tagen, an denen ich mir eine Auszeit gönnte und nicht versuchte, mich mit Sport oder anderen Aktivitäten von meiner Unzufriedenheit abzulenken. In unserer kleinen chaotischen Wohnküche saß ich am Laptop. Emily, meine italienische Mitbewohnerin, hatte mir ihren geborgt, da ich selbst keinen besaß. In dieser Zeit wohnte ich mit drei Mädels zusammen in einem typisch englischen zweistöckigen Haus im Norden Londons. Meistens jedoch verkroch ich mich in meinem Zimmer oder war arbeiten.

An besagtem Tag wollte ich einen Flug nach Australien buchen. Ich war stolz auf mich, dass ich mich wenigstens dazu entschlossen hatte. Es hatte eine Weile gedauert, bis ich gesagt hatte: ›Ich mache das jetzt.‹ Es war eher eine Art Ich-weiß-nicht-was-ich-sonst-machen-soll-Plan. Ich saß also konzentriert vor dem Laptop und wollte einfach nur einen Flug buchen, wie man das eben macht, wenn man ins Ausland möchte. Ganz normal mit einer Suchmaschine nach ›Schnäppchen‹ stöbern oder so. Zuerst einmal kratzte ich mich am Kopf, ich war gnadenlos überfordert von all den Flugangeboten, Airlines und verschiedenen Seiten im Netz. Bis jetzt hatte ich immer nur Kurzstreckenflüge gebucht, die nicht mehr als 100 Euro gekostet hatten. Hier wurde ich nun mit Preisen zwischen 600 und 2.000 Euro erschlagen und schnaufte erst mal gestresst auf.

Worauf musste ich denn überhaupt achten? Ich meine, wenn ich keinen Zeitdruck hatte, war ich sonst immer per Anhalter durch die Gegend gereist. Dabei sieht man auch am meisten und überfliegt nicht einfach all die kleinen Orte, die die meisten Touristen nie zu sehen bekommen.

Ich sah mir eine Weltkarte an und ging in meinen Gedanken all die magischen Orte durch, von denen ich mein Leben lang schon träumte. Das lag wohl alles zwischen hier und Australien. Wie wenig ich bislang von der Welt gesehen hatte, und jetzt würde ich mit dem Flugzeug über all die Länder drüberfliegen ... es sei denn ... ich ... fuhr per Anhalter ...?

Einen Augenblick lang starrte ich erstaunt und fast schon ein wenig erschrocken von meinem Gedanken auf die Weltkarte, die auf dem Bildschirm so winzig wirkte. Plötzlich lachte ich laut auf. Würde ich das wirklich bringen? Den Daumen ausstrecken und quasi ans Ende der Welt reisen? Meine Gedanken wie auch mein Blick verweilten eine Zeit lang auf der Karte. Vielleicht waren es Sekunden oder auch Minuten, in denen ich dasaß und einfach nur starrte.

Die Realität des englischen Wetters riss mich mit peitschenden Regentropfen gegen mein Fenster aus meiner Traumwelt. Ich ging rüber zum Wasserhahn und füllte mein Glas auf. Das Leitungswasser

in London schmeckte übrigens nach Schwimmbad, was gerade nicht relevant war, aber mir in dem Moment wieder auffiel, weil ich beim ersten Schluck mein Gesicht verzog. Während ich da am Waschbecken herumstand, kehrte der Gedanke, nach Australien zu trampeln, wie ein penetrantes Echo in meinen Kopf zurück und zwängte meiner Fantasie die ersten Bilder auf. Ich musste schmunzeln, und mein Blick wanderte zum Fenster. Man konnte vor lauter Regen kaum noch etwas sehen.

Mit einem klirrenden Geräusch stellte ich das halb volle Glas Wasser ab und ging wie hypnotisiert zurück zum Bildschirm, auf dem mir immer noch die Weltkarte farbig entgegenleuchtete, setzte mich davor und fing an, jeden Ort zu vergrößern, an den ich theoretisch gerne reisen wollte. Ich musste mir nun Gedanken machen, ob es in der Praxis überhaupt möglich war.

Meine erste Wahl fiel auf Skandinavien, doch den Gedanken verwarf ich beinahe direkt wieder, als mir bewusst wurde, dass ich da wohl im Winter wäre, und im Winter war es da verdammt kalt und dunkel. Weiter südlich wäre die Überquerung in Richtung Asien allerdings wesentlich gefährlicher und auch schwerer. In diesem Moment stellte ich fest, dass ich bereits dabei war, meine total irre Idee in die Realität umzusetzen ...

»Wieso eigentlich nicht«, nuschelte ich vor mich hin, während mein Cursor wieder nach Skandinavien flitzte. Eben hatte ich mir noch vorgenommen, Ängste zu überwinden und mich Herausforderungen zu stellen, um zu wachsen, und nun wollte ich Skandinavien nicht besuchen, weil es da kalt war? Nein, ich würde durch Skandinavien reisen und dann durch Russland, was bedeutete ... Schluck. Sibirien! Was wusste ich schon über Sibirien? Wer ging denn schon mal einfach so nach Sibirien? Was konnte man in Sibirien überhaupt machen? Und vor allem: Fuhr da jemand Auto?

Das verrückte Schmunzeln von vorhin machte sich wieder auf meinen Lippen bemerkbar. »Ich! Ich werde nach Sibirien gehen!«, beschloss ich in diesem Moment. Ich stellte mir vor, wie sich die Kälte dort anfühlte und wie lang die Mauer in China wohl ist, wie es wäre, im

Indischen Ozean zu schwimmen, und wie still es in finnischen Wäldern werden kann. Ich malte mir aus, wie ich in Moskau auf dem Roten Platz stehe und mich die ganzen prachtvollen Gebäude klitzeklein aussehen lassen. Ich konnte fast schon den Fahrtwind spüren, wenn ich in Bali mit dem Fahrrad zwischen Reisfeldern herumdüse, am besten mit einem Strohhut auf dem Kopf auf der Suche nach frischen Früchten, die von lächelnden Menschen am Straßenrand verkauft werden. Meine Fantasie arbeitete gerade auf Hochtouren. Jedes dieser Bilder fühlte sich klar und echt an, fast so, als hätte ich diese Reise schon einmal gemacht.

Ich traf die Entscheidung schnell und tatsächlich unüberlegt, wusste aber in dieser Sekunde des Leichtsinns auch, dass mich kaum etwas noch davon abhalten konnte. Ich würde auf die andere Seite der Welt reisen, einmal per Anhalter nach Australien.

Ich ging nach oben und lief in meinem knapp zehn Quadratmeter großen Zimmer auf und ab. Der Blick aus dem Fenster ließ mich wie immer die Stirn runzeln. Ein Meer aus Grautönen!

Der penetrante Regen hatte mittlerweile eine Pause eingelegt. Die Wolken zogen schnell vorbei, und dahinter kamen nur noch mehr graue Wolken zum Vorschein. Vor den Häusern auf der gegenüberliegenden Seite beobachtete ich, wie die Bäume in den Londoner Mini-Vorgärten sich fast schon lustlos im Wind bewegten.

Weder Winter noch Frühling, das spiegelte auch meinen Gemütszustand perfekt wider. Ich hatte beinahe vergessen, dass ich quasi etwas zu feiern hatte. Das Grau da draußen konnte mich heute nicht beeindrucken und auch nicht meine Stimmung töten. Ganz im Gegenteil, je mehr Grau meine Augen erblickten, desto farbiger wurde meine Gedankenwelt. Aus dunkelgrauen Häuserwänden zauberte meine Vorfreude saftig grüne Reisfelder. Und aus der nass-grauen Straße einen bunt bepflasterten Pfad in einer schönen, unbekanntem Altstadt.

Begeisterung und Aufregung flossen wie eine Droge durch meine Venen, und alles um mich herum wurde von neuem Licht geflutet. Und siehe da, ich hatte ein Lächeln auf den Lippen! Ein echtes Lächeln! Ich

hatte fast schon vergessen, wie es sich anfühlte, wenn mein Gesicht sich vor Freude verzog. Es war das erste Mal seit Langem ... ein Licht am Ende des Tunnels. Des verdammt langen Tunnels!

Ich hielt es für eine gute Idee, mein Vorhaben so vielen Leuten zu erzählen wie möglich. Damit wollte ich bewirken, dass es unmöglich wäre, einen Rückzieher zu machen. Ich wollte auf Nummer sicher gehen. Wer wusste schon, wie weit ich letztendlich kommen würde? Aber das war auch nicht wichtig. Es wäre fast ein Wunder, wenn ich das überlebte und tatsächlich in Australien ankäme. Aber eines wusste ich mit Sicherheit: dass jeder Kilometer es wert wäre und mich mit Erinnerungen füllen würde, die die letzten farblosen Monate auch tatsächlich verblassen lassen könnten.

Ich riss meine klemmende Zimmertür mit einem lauten Quietschen auf, schlüpfte in meine Stiefel und ging nach draußen. Aufregung pochte durch meinen Körper und brachte mich in Bewegung. Mein Spaziergang führte mich durch zahlreiche kleine, mit dreckigen Pfützen übersäte Straßen in Camden. Zwar merkte ich, wie ich vorankam, aber ich war in einer anderen Welt versunken, irgendwo tief in der neu entdeckten bunten Welt in meinem Kopf. Ein Auto hupte mich beim Überqueren einer Straße an, beinahe hätte es mich wegen meiner Tagträumerei überfahren. Viel Kraft für Negativität hatte ich nicht, also lachte ich dem Fahrer einfach ins Gesicht. Auch ein Radler war kurz davor, mich in einer Seitenstraße umzufahren, und auch er bekam nur ein müdes Lächeln als Antwort auf: »*For fuck's sake, watch the road and don't fucking daydream, mate.*« Beinahe belog ich mich vor Glücksgefühlen selbst und dachte: ›Ach, ich werde diese Briten vermissen.‹ Kopfschüttelnd versuchte ich den Gedanken wieder loszuwerden.

Stattdessen wollte ich über all die anderen wichtigen Dinge nachdenken, zum Beispiel wo ich das Visum für China herbekam? Wann musste ich was beantragen? Passte alles, was ich brauchte, in meinen Rucksack? Wie kalt war es an den meisten Orten tatsächlich? Ich trabte die Gassen entlang, und nicht mal meine mittlerweile nassen Socken störten mich.

Eine Graffiti-überzogene Wand nach der anderen zog an mir vorbei. Von Amy Winehouse über die Beatles bis hin zu Che Guevara waren allerlei Motive hundertfach und in allen Farben mühsam auf die Hauswände gesprüht worden.

›Einen Drink, ich brauche einen Drink‹, dachte ich und steuerte zu dem veganen Café, in dem ich einst gearbeitet hatte. Mit Sicherheit würde ich hier auf jemanden treffen, dem ich von meinem verrückten Vorhaben erzählen konnte.

Mein ehemaliger Boss Christian stand, wie erwartet, an der Theke und musterte mich misstrauisch: »*You look different! What is it? Hmm, let me see. You look kinda happy today.*«

Ich lächelte und fühlte, wie meine Augen strahlten. Christians Aussage machte mir gute Laune, weil er bemerkt hatte, dass ich etwas Großes plante. Eine Idee muss bei ihrer Geburt so viel Energie ausstrahlen wie eine werdende Mutter. Man weiß nicht genau, was anders ist, aber man fühlt eine gewisse Veränderung, die unerklärlich scheint. Es platzte aus mir heraus: »*I will leave London soon. I am going to hitchhike to Australia.*« Triumphierend plusterte ich mich auf wie ein Gockelhahn.

Doch das erwartete Staunen blieb aus. Christian sah mich einen kurzen Moment reaktionslos an und lachte nur kurz auf. »*Why does it not surprise me coming from you? So when are you leaving?*«

Seine Gelassenheit verduzte und nervte mich zugleich. Wieso fiel er nicht aus allen Wolken? Warum war er nicht total aus dem Häuschen? Er gab mir das Gefühl, entweder nicht ernst genommen zu werden oder sogar, dass meine Idee nicht ganz so verrückt und außergewöhnlich war, wie sie für mich schien. Mit einem leicht unterdrückten eingeschnappten Unterton berichtete ich weiter: »*Well, I will save some money in the next six months and leave. I mean like for real. I will hitchhike once across the globe and maybe I will not survive this crazy adventure.*« Damit hatte ich klar genug dargelegt, wie ernst ich es meinte, und mir offiziell ein Zeitlimit gesetzt, das ich wohl einhalten musste. Sechs Monate also!

Christian brachte mich zum Nachdenken, als er fragte, ob ich denn in sechs Monaten genug Geld ansparen könnte und wie ich es denn

mit den Visa machen würde. Gute Fragen, zugegeben, mit denen ich mich aber zu diesem Zeitpunkt nicht wirklich auseinandersetzen wollte. Ich wollte meine Euphorie nicht bremsen lassen.

Auf dem Weg zurück in meinen Schuhkarton in Camden holte ich dennoch mein Handy raus und fing an zu recherchieren. ›Man muss in China die Ein- und Ausreise bestätigen, wenn man sich um ein Visum bewirbt, und dazu muss man eine Unterkunft nachweisen für die Zeit, die man dort verbringt.‹ Mein Herz legte in diesem Moment einen Zahn zu, denn ich hatte keine Ahnung, wie das zu meiner Freiheits-Tramper-Theorie passen sollte. Würde ich schon bei den ersten Vorbereitungen scheitern? Und ich hatte gerade erst ein Land recherchiert. Was waren wohl die Bestimmungen in Russland und Südostasien?

Die nächsten Tage setzte ich mich dann doch noch genügend mit all den Themen auseinander. Die wenigsten würden von mir behaupten, besonders deutsch zu sein, aber was organisatorische Sachen angeht oder Dinge wie Reiseversicherungen, war ich dann doch sehr effizient und wollte immer auf Nummer sicher gehen. Und das ist bei Deutschen wohl eine Art Klischeeeigenschaft.

Langsam wuselte ich mich Schritt für Schritt durch zahlreiche Webseiten und Foren. Mit dem Ziel, die perfekte Route zu finden und alles Bürokratische vorab zu klären, durchforstete ich das World Wide Web länger als je zuvor und fühlte mich ein wenig stolz. Richtig organisiert kam ich mir vor! Es war das erste Mal, dass ich so viel Zeit aufwendete, um mich auf eine Reise vorzubereiten. Man muss dazu sagen, dass ich mich tatsächlich nur um den bürokratischen Teil kümmerte. Ich verschwendete keinerlei Zeit damit, ›die schönsten Strände in Thailand‹ oder ›Was isst man in China?‹ zu googlen.

Mein Kopf glühte und meine Augen brannten, nachdem ich stundenlang klein gedruckte, mir entgegenleuchtende Informationen auf trist aussehenden Einwanderungsseiten studiert hatte. Das Ergebnis? Bis auf mein Visum für Australien konnte ich mich vorerst um nichts Weiteres kümmern. Das Visum für Russland musste ich in München beantragen, wo ich selbstverständlich seit meiner Geburt bei Mama gemeldet war. Und das für China durfte ich erst einen Monat vor Anreise

beantragen, was meine ganze Planung ein wenig riskant werden ließ. Was würde ich tun, wenn mir aus irgendeinem Grund das Visum nicht genehmigt werden würde? Ich müsste es in einer Vertretung in Finnland beantragen und hoffen, dass ich all die nötigen Papiere bis dahin zusammenhätte. Bisläng hatte ich außer einem Reisedokument keine einzige der Informationen, die China von mir haben wollte.

Gestresst rieb ich mir übers Gesicht mit beiden, vom Tippen angespannten Händen. Obwohl ich theoretisch bis auf ein paar Infos, die ich in mein rosafarbenes Notizheft geschmiert hatte, nicht sehr viel weitergekommen war, fühlte ich mich bereit und hatte keine wirklichen Zweifel daran, dass ich das rechtzeitig schaffen würde. Allgemein hatte ich nicht das Gefühl, dass an diesem total irren Plan irgendetwas schiefgehen könnte. Jetzt musste ich wohl nur die sechs Monate abwarten, bis es endlich losging.

Die Geburt einer Vagabundin

M Ü N C H E N

Mit 14 Jahren fing mein kleines – nennen wir es mal: – Ausreißerleben an. Damals fuhr ich per Anhalter quer durch Deutschland. Meine erste Hürde war es, meine Reiseideen bei meiner Mutter durchzuboxen. Als ich das geschafft hatte und sie mich unfreiwillig nach Berlin trampen ließ, blieb es nicht bei diesem einen Mal. Es entwickelte sich zu einer Art Sucht, immer und immer wieder aufzubrechen.

Oft hatte ich meine besten Freundinnen dabei. Wenn wir nicht den Daumen rausstreckten, versteckten wir uns in Zügen auf den Toiletten, manchmal auch stundenlang, um ohne Geld neue Orte besuchen zu können. Mir war zu der Zeit noch nicht bewusst, wie wertvoll und lehrreich diese Erfahrungen für meine bevorstehende Reise sein würden.

Der normale Alltag und das routinierte Leben meiner Altersgenossen hatten mich nie interessiert. Ständig hatte ich den Drang, was anders zu machen und aus der Reihe zu tanzen. Wahrscheinlich hatte es damit zu tun, dass ich ohnehin ein Außenseiter war: Keiner in der Schule hatte mich überhaupt erst in die Reihe hineingelassen, also blieb mir nichts anderes übrig, als aus ihr herauszutanzten. Immer wollte ich etwas Größeres, Bunteres, und vor allem wollte ich weiter weg.

Einfach nur Studium, Job, Haus und Kinder reizten mich nicht, kamen als Zukunftsplan nie infrage. Ich wollte immer nach den Sternen greifen und Menschen kennenlernen, die anders waren. Wir versuchten

immer wieder, uns im Teenageralter auf After-Show-Partys zu schleichen, um wenigstens einen kleinen Einblick in die Welt der Künstler zu ergattern und unseren Blick für einen Moment vom ›langweiligen‹ Leben der Durchschnittsmenschen abzuwenden.

Mit den Jahren wurden unsere Tramper-Aktionen zur Norm, ebenso wie der Besuch der Backstage-Veranstaltungen. Doch die Welt, in die wir hier eintauchten, war sehr oberflächlich und half mir nur kurzzeitig, aus dem Alltag auszubrechen. Es dauerte nicht lange, bis ich den spirituellen Pfad entdeckte und mich Champagnerfeten mit Prominenten nicht mehr ansprachen. Stattdessen beschloss ich, in mich hineinzuschauen, und tauschte Partys gegen Meditation ein.

Mein neuer Lebensabschnitt fing durch meinen Bruder Didi an. Er war der typische Einzelgänger, würde ich sagen. Kung-Fu und Meditation waren neben alten Filmen seine Leidenschaften. Er hatte sich irgendwann selbst Chinesisch beigebracht, weil es sein Traum war, irgendwann in China in einem Tempel zu leben. Wie fast alle Geschwister zankten wir uns in der Schulzeit viel und wussten wenig von den Welten, in denen wir hinter unseren Zimmertüren verschwanden. Je älter ich wurde, desto mehr wollte ich aber die Verbindung zu Didi herstellen. Den Spitznamen trug er in unserer Familie, seit ich denken konnte, aber bis heute weiß ich nicht wirklich, wieso, denn sein eigentlicher Name war Lech.

Er lebte sein Leben hinter verschlossenen Türen. Nur in seltenen Fällen erlaubte er mir oder meiner Mutter Zutritt in sein Reich. Seine vier Wände waren minimalistisch im chinesischen Stil gehalten. Zum Beispiel sägte er die Tischbeine seines Holztisches kurz, sodass er davor auf dem Boden sitzen konnte. Er tauchte abends meistens ab in die Welt alter chinesischer Schwarz-Weiß-Filme. Mit den Jahren erlaubte er mir ab und zu, an seinem Abendprogramm teilzuhaben, aber er erzählte mir nur wenig über das, was in seinem Inneren vor sich ging.

Eines Abends kam mein Bruder nicht nach Hause. Ich machte mir Sorgen, da er in den letzten Wochen öfter über das Thema Suizid gesprochen hatte. Aus irgendeinem Grund wagte ich es nicht, näher darauf einzugehen, wenn er über solche Dinge sprach. Da sich die

Freundschaft zu meinem Bruder immer fragil anfühlte, wollte ich die Dinge, die er sagte, nie hinterfragen. Die Verbindung, die wir mittlerweile hatten, war das Ergebnis eines jahrelangen Prozesses gewesen, das ich nicht mit falschen Fragen kaputtmachen wollte.

An dem besagten Abend, als mein Bruder untypisch für ihn nicht nach Hause kam, saß ich stundenlang in meinem Zimmer und wartete auf ein ... Lebenszeichen. Ich lief in meinem kleinen Zimmer auf und ab, beleuchtet vom Scheinwerferlicht des Dummmachfernsehers, und verpestete meine Lunge mit dem stinkenden Qualm einer Mentholzigarette. Immer wenn ich eine zu Ende geraucht hatte, drückte ich die Stummel in einem leeren Teelichtbehälter aus.

Mitten in der Nacht hörte ich endlich Schritte im Treppenhaus und eilte zur Haustür. Als Didi versuchte, unbemerkt die Tür zu öffnen, erschrak er, weil ich besorgt auf der anderen Seite wartete.

»Wo warst du?«, fragte ich ihn, hatte aber Angst vor seiner Antwort.

»Nirgendwo. Lass mich in Ruhe!«, murmelte er, und ich musste feststellen, dass sein Gesicht schmerzverzerrt war. Zudem bemerkte ich seine gekrümmte Haltung. Ich folgte ihm in sein Zimmer und sah Blut an seiner Hand.

Zögernd fragte ich erneut: »Wo warst du? Was hast du gemacht?« Ich konnte die Panik in meiner Stimme kaum verbergen. Mein Versuch, cool zu bleiben, ging nach hinten los, und mein Bruder sah mich nur leicht genervt an.

Er sagte leidend: »Ich war draußen. Ich habe mich umgebracht, aber es hat nicht funktioniert.«

Ich werde seine Wortwahl nie vergessen: Ich habe mich umgebracht, aber es hat nicht funktioniert. Dieser Moment brannte sich für immer tief in mein Gedächtnis, wie das Brandzeichen eines Zuchtieres, und veränderte mein Leben.

Zuerst sah ich ihn regungslos an und versuchte, ihn nicht merken zu lassen, wie sehr mich seine Worte trafen. Wir hatten nie eine emotionale Geschwisterbeziehung gehabt. Über Gefühle wurde bei uns nie gesprochen, und geweint hatten wir nur als Kinder voreinander. Irgendetwas in mir redete mir ein, dass es nicht okay wäre, jetzt zu

zeigen, wie ich mich wirklich fühlte. Mir kam kein Wort über die Lippen, und mein Kopf war leer. Mein Herz jedoch zerriss es von innen. Es zerriss so laut, dass ich mir Sorgen machte, er könnte es hören.

Ich hatte immer gedacht, ein Herz fühle sich leer an, wenn es verletzt wird. Doch als sich die besagten Ereignisse in meinem behüteten Zuhause abspielten wie ein Drama auf der Leinwand, musste ich lernen, dass es sich eher anfühlte, als würde das Herz riesig und untragbar schwer, fast so, als würde es einen von innen erdrücken, sodass für nichts anderes mehr Platz blieb. Soweit ich mich erinnern kann, hörte ich ein paar Sekunden sogar auf zu atmen. Die Zeit stand still, und ich kämpfte mit den Tränen, die unaufhaltsam in meine Augen vordrangen.

»Du kannst weinen«, flüsterte Didi fast schon einfühlsam und gab mir damit das Zeichen, auf die Knie zu sinken und die Tränen zuzulassen.

»Aber warum?«, wiederholte ich schluchzend alle paar Sekunden. Mein Körper zitterte, und ich war in einem völligen Schockzustand. Widerwillig zeigte mir mein Bruder die Wunde, die er sich mit einem Samuraischwert am Bauch zugefügt hatte. Der Schnitt war tief, aber nicht tief genug, um in Lebensgefahr zu schweben. Didi verarztete sich selbst, setzte sich ans Bettende, atmete schwer und begann endlich zu sprechen.

Seine Antwort machte aus mir den Menschen, der ich heute bin.

Er erklärte mir, wie er die Welt sah, wie ihn die Menschheit anwiderte und dass er der Meinung war, die Menschen wüssten all die Wunder, die sie umgaben, gar nicht zu schätzen. Zerstörten sie sogar. Er sagte: »Keiner will was von der Welt sehen, alle drehen sich nur um ihre eigene Achse!« Nach einer kurzen Pause fügte er hinzu, dass ihn auch mein Lebensstil in dieser »falschen Welt« anekelte und es ihn jeden Tag stresste, wie ich meine Zeit mit Klatschzeitschriften, Make-up, Alkohol und Zigaretten vergeudete. Seine Worte trafen mich wie Messerstiche. Alles, was über seine Lippen kam, zerrte mein Leben unwiderrufflich in eine neue Richtung. Ich war nicht mehr derselbe Mensch wie zuvor.

Am nächsten Tag erwachte ich nach einer, vielleicht zwei Stunden Schlaf. Für einen Augenblick fühlte es sich an, als wäre alles nur ein böser Traum gewesen. Meine geschwollenen Augen holten mich allerdings in die Realität zurück.

›Dein Lebensstil widert mich an‹, hallte seine Stimme in meinem Unterbewusstsein nach.

Ich ging zu meiner Handtasche und leerte den Inhalt auf meinem Bett aus. Make-up, Flyer für irgendwelche unwichtigen Partys, Zigaretten und viele weitere unnütze Dinge nahm ich Stück für Stück in die Hand und warf sie direkt in den Papierkorb. Das Rauchen gab ich an dem Tag für immer auf. Den Großteil meiner Kleidung verschenkte ich, und was übrig war, ging in die Altkleidersammlung. Nur das Nötigste behielt ich.

Von diesem Tag an versuchte ich, mein Leben bewusster zu leben, und versprach mir, die ganze Welt zu bereisen und so viel Gutes weiterzugeben wie nur in meiner Macht stand. Meine erste Mission sollte es allerdings sein, meinem Bruder Lebensfreude zu schenken. Wir verbrachten fast jeden Tag miteinander, und meine Priorität war es, ihn von den Suizidgedanken zu befreien. Ich wollte für ihn ein Beispiel für Veränderung darstellen und ihm beweisen, dass die Welt sich bessern kann, wie auch ich es konnte. Es kam der Moment, an dem ich mir sicher war, dass es ihm besser ging, und ich mich auf meinen eigenen Weg begeben musste.

Wenig später – ich hatte meine schulische Laufbahn schon vor einiger Zeit unfreiwillig abgebrochen – machte ich mich auf meine erste große Reise, per Anhalter in den Süden Spaniens, nach Andalusien. Von dem Moment an kannte ich kein Halten mehr. Je mehr ich reiste, desto kleiner erschien mir das Land, in dem ich damals lebte, und ich fühlte mich in Deutschland fast schon eingeeignet. Der Wunsch, auszubrechen und mehr zu sehen, wurde immer größer. Ich wollte eine andere Welt auf demselben Planeten erleben.

Diese Gedanken waren schon immer in mir gewesen. Ich kann mich noch genau an unsere ersten Familienurlaube erinnern. Der Moment,

wenn man aus dem Flugzeug steigt und wie gegen eine Wand läuft aus hoher Luftfeuchtigkeit, fremden Gerüchen und neuen Energien.

Die Kinder, mit denen ich mich im Familienurlaub anfreundete, schienen immer Heimweh zu haben und freuten sich aufs Nachhausefahren. Sie erzählten freudig von ihren Freunden, Klassenkameraden und Lieblingsspielplätzen. Doch in mir löste der Gedanke an die Heimfahrt immer nur Panikattacken aus. Jedes Mal überlegte ich, wo ich mich verstecken könnte, sodass meine Mutter mich vielleicht in dem fremden, aufregenden Land zurücklassen würde. Ich hatte mehr Angst vor der Langeweile des Gewohnten als vor der Gefahr des Unbekannten.

Es fühlte sich so an, als wäre das immer mein Weg gewesen, aber das Leben in München, in der Gesellschaft, der ich mich nie zugehörig fühlte, hatte mich zu etwas gemacht, was ich nie sein wollte. Mein Bruder hatte mich aus meinem falschen Leben geholt und wieder auf den Weg gebracht, der für mich bestimmt war. Er hatte es mit Schmerz und einer unfassbar traumatischen Erfahrung geschafft, aber er hatte es geschafft, und dann ging er. Drei Jahre später nahm er sich letztendlich doch sein Leben. Durch die Veränderung, die er in mir bewirkt hat, lebt er für immer in mir weiter.

Erste Schritte in Richtung Freiheit

V O N L O N D O N N A C H D O V E R

Langsam hatte ich mich von meiner Abschiedsfeier vor zwei Tagen erholt und war bereit. Die ganze Zeit hatte ich versucht, nicht viel über meine Reise nachzudenken, um mich nicht im Voraus zu stressen und in Panik zu verfallen, aber nun war ich tatsächlich etwas ungeduldig.

Ich kann nicht zählen, wie viele dieser Abschiedsfeiern ich in meinem Leben schon hatte. Immer wieder war ich aufgebrochen und im Kreis durch Europa getrampt. So vieles hatte ich gesehen, so viel fremde Kultur aufgesaugt, im jungen Alter schon. Es fühlte sich fast schon wie eine Routine an, meinen Rucksack immer wieder ein- und auspacken und mich, wie gejagt, von einem Ort zum anderen zu bewegen.

Aber diesmal war alles anders, und ich ging die Sache ruhig an. Ich war nicht gehetzt, ganz im Gegenteil fühlte es sich fast schon wie in Zeitlupe an. In mir herrschte ein ungewohntes Gefühl der Gelassenheit. Aufmerksam versuchte ich, jede Etappe der Reisevorbereitungen zu genießen. Alles geschah bedacht.

Zum gefühlt hundertsten Mal sah ich die Weltkarte und meine Route an. Sofort fühlte ich mich, als würde ich leuchten; das gleiche Leuchten hatte ich bei der Geburt dieser verrückten Idee verspürt. Kurz grunzte ich lachend auf, als mir klar wurde, was ich da eigentlich vorhatte. Ich konnte spüren, dass ich jedes bisschen Liebe und Hoffnung auf dieses Stück Papier vor mir projizierte.

Fast keines der Länder, die ich durchqueren würde, hatte ich schon mal besucht. Jede Kultur war mir vorerst fremd, jeder Geruch undefinierbar und jedes Klima eine Herausforderung.

Ich wurde dauernd gefragt: »Hast du denn keine Angst?«

Meine Antwort war allerdings immer die gleiche: »Wovor denn? Vor der Welt, auf der wir alle zu Hause sind? Was ist schon das Schlimmste, was passieren kann? Dass ich sterbe?! Wieso sollte ich davor solche Angst haben, dass ich lieber meinen Traum wegwerfe und unglücklich vor mich hin existiere? Sterben ... das werden wir alle irgendwann. Ich habe mehr Angst davor, dass ich sterbe, ohne mein Leben und meine Träume gelebt zu haben, ohne gesehen zu haben, was ich immer sehen wollte, ohne etwas zu fühlen, ohne dem Tod einmal ins Auge zu blicken, ohne Adrenalin zu spüren und zu wachsen. Ich habe Angst, mich lebendig tot zu fühlen, weil ich nichts Erfüllendes erlebt habe. Träumen ist ein schöner Zustand, aber Fühlen, Schmecken, Sehen und Riechen sind, was Leben bedeutet. Ich bin bereit dafür, alles zu riskieren, denn wenn mir etwas passiert, dann wenigstens während ich das tue, was ich liebe, und nicht während ich tue, wodurch ich mich lebendig tot fühle.«

Es war so weit. Südlich von London stieg ich aus der Bahn und folgte dem Weg in Richtung Autobahn. Ich fühlte eine unvergleichliche Freiheit. Das Gefühl, alles machen zu können und überallhin gehen zu können. Keine Verpflichtungen, die mich nachts wachhielten, kein Job, dem ich nachgehen musste, keine Miete, die anfiel.

An der Autobahnauffahrt angekommen, brannte die Sonne mir bereits um diese frühe Uhrzeit auf der Haut, mein Rucksack war schwer, und die Träger drückten auf meine Schultern. Ich war klatschnass vom Schweiß, aber all das störte mich nicht. Ich überquerte die Straße, um in einem Pub nach einem Stift und einem Stück Karton zu fragen. Die Frau an der Bar sah meinen Rucksack und lächelte. Meine gute Laune war nicht zu verbergen, und ich lächelte mit aller Euphorie zurück.

In dem dunklen, mit Holz bekleideten Laden herrschte ansonsten Stille, man hörte nur einen leichten Wind durch die Türspalte sausen. Es war noch früh, außer einem älteren Mann konnte ich niemanden

sehen. Nach einem kurzen, typisch englischen Small Talk verschwand die Frau hinter einer Tür, um Karton und Stift für mich zu holen. Bevor ich ging, gab sie mir noch ein Glas Wasser, da ich jetzt schon völlig dehydriert war. Wie würde das erst in Südostasien und im Outback Australiens werden?

Ich schob den Gedanken beiseite und spazierte ganz entspannt zu der Tankstelle, die auf der Straße in Richtung Dover lag, von wo ich mit der Fähre nach Frankreich übersetzen wollte. Am liebsten trampe ich von Tankstellen los, da ich mir die Leute genauer anschauen kann und es in meiner Macht liegt, wen ich ansprechen möchte. Zudem sagen in einer Face-to-Face-Situation mehr Leute zu, wenn du sie darum bittest, dich mitzunehmen.

Die erste Person, die ich an der Tankstelle ansprach, war eine circa fünfzigjährige Engländerin namens »Just call me Kate«. In ihrem pinken Kleinwagen hatte sie meine Aufmerksamkeit gewonnen. Ohne groß zu überlegen, war sie sofort dazu bereit, mich mitzunehmen. So war der erste Schritt in die Freiheit gemacht.

Das nächste Auto, das anhielt, gehörte einer deutschen Künstlerfamilie, die durch den Tunnel bis nach Deutschland fahren wollte. Allerdings hatte ich mir die romantische Idee in den Kopf gesetzt, unbedingt mit der Fähre fahren zu wollen. Ich hatte mir bildlich ausgemalt, wie ich winkend auf einem Schiff stehe und England in der Ferne immer kleiner werden sehe. Mir kam es zu einfach vor, direkt mit einem Auto so eine lange Strecke zurückzulegen und am selben Tag schon in Deutschland anzukommen. Wo war da das Abenteuer? Zumindest in Frankreich wollte ich zwischenstoppen, am Meer ein Croissant zum Frühstück essen und mir die Sonne ins Gesicht scheinen lassen.

Nach nur fünfzehn Minuten Fahrt bat ich die Familie, mich an der nächsten Raststätte rauszulassen. Unsicher, ob es die richtige Entscheidung war, kroch ich mit meinem schweren Rucksack und müden Schultern aus dem Wagen. Es hatte sich irgendwie nicht natürlich angefühlt, die Fahrt abrupt abubrechen, und irgendwie die Energie verändert. Trotzdem blieb ich bei der Entscheidung und tat so, als wüsste ich genau, was ich da tat.

Aber anscheinend hatte mir meine Sturheit einen Strich durch die Rechnung gemacht. Auf einmal stand ich auf einem verlassenen Rastplatz und suchte in der heißen Mittagssonne nach wenigstens einem Auto, das ich fragen könnte, mich ein Stück mitzunehmen. Doch weit und breit kam nichts. Der Rastplatz war ein wenig abgelegen von der Hauptstraße und dadurch schlecht besucht.

Ein Hungergefühl breitete sich in meinem Magen aus, und ein Blick auf die Uhr sagte mir, dass ich nur noch vier Stunden bis zum Sonnenuntergang hatte. Wenig später kamen die ersten Autos und reihten sich an der Tanksäule ein. Hoffnungsvoll machte ich mich auf den Weg zu denen, die bereits ausgestiegen waren, und sprach die ersten zwei Leute an, die aber nicht in meine Richtung mussten.

Hinter mir erklang eine aufgebrauchte Stimme: *»Excuse me, Miss, what are you doing here?«*

Als ich mich umdrehte, war es die Dame, die auf dem Rastplatz arbeitete und mir erklärte, dass ich hier nicht trampeln durfte. Nach einer kurzen, sinnlosen Diskussion gab ich auf. Ich wusste, dass es keine gesetzlichen Vorschriften dazu gab, wollte mich aber auch nicht weiter streiten, um keine Kraft zu verschwenden. Kurz sah ich mich nach einer Lösung um und stellte mich dann mitten auf den gegenüberliegenden Kreisverkehr.

Der Schweiß tropfte mir von der Stirn, und ich fühlte, wie mein Rücken nass an meinen Backpack gepresst war und noch mehr Hitze erzeugte. Mein Magen knurrte lauter und lauter. Dazu war ich verdammt durstig, die Hitze saugte jegliche Flüssigkeit aus mir, und die Abgase an den Straßen hinterließen einen staubigen Belag auf meiner Zunge. Meinen Platz wollte ich nicht verlassen, also unterdrückte ich all die menschlichen Bedürfnisse, die mich bereits jetzt in die Knie zu zwingen versuchten. Die unfreundliche Tankstellenmitarbeiterin glotzte immer wieder zu mir rüber, ihr schmeckte es sicherlich nicht, dass sie mir hier draußen nichts zu sagen hatte.

Da, wo ich stand, gab es keinen richtigen Seitenstreifen, auf dem jemand für mich hätte halten können. Dadurch fuhren die meisten Autos entweder hupend oder mit verächtlichen Blicken an mir vorbei.